

KIM NINA  
OCKER

rise

ZWEI  
ROMANE  
IN EINEM  
BAND

LESEPROBE

DIE ANKÜNDIGUNG

.....

DIE VERSTOSSENEN

 FOREVER 



### **Die Autorin**

Kim Nina Ocker, aufgewachsen im beschaulichen Büren in Nordrhein-Westfalen, zeigte schon früh ein großes Interesse am Schreiben. Ihr erstes literarisches Meisterwerk bestand aus einer beinahe wortgetreuen Abschrift von Magdalen Nabbs *Zauberpferd*, bei der sie lediglich die Protagonistin in *Kim* umbenannte. Leider war

die Welt noch nicht bereit für diese Sternstunde der Kreativität, und so musste der große schriftstellerische Durchbruch noch ein wenig warten. Letztendlich schaffte Cornelia Funke den Durchbruch und holte sie ganz und gar in die Welt der Buchstaben. Heute lebt sie zusammen mit ihrer Familie in Wennigsen.

### **Das Buch**

Rise - Die Ankündigung

Die siebzehnjährige Freya wächst in dem Glauben auf, alles um sie herum wäre perfekt. Trotz des Krieges, der die Menschen vor mehreren Jahrhunderten gezwungen hat, in großen Silos unter der Erde zu leben, kennt Freya keine Sorgen. Bis zu dem Tag, an dem sie ihre Familie verlassen muss. Eigentlich soll sie nur in eine andere Einheit verlegt werden, doch plötzlich bleibt der Zug inmitten einer Einöde stehen ... Duncan ist ein ganz anderes Leben gewöhnt: Er lebt außerhalb der schützenden Silos und kämpft jeden Tag ums Überleben. Die Siedler unter der Erde hält er für Weichlinge. Doch dann trifft er auf Freya. Er will es zwar nicht zugeben, aber ihr Mut und ihre

Tapferkeit beeindrucken ihn. Freya und Duncan sollten einander nie begegnen. Doch als Freya erkennt, dass ihr bisheriges Leben eine Lüge war, stehen sie plötzlich Seite an Seite und kämpfen für die, die sie lieben ...

## Rise - Die Verstoßenen

Freya und Duncan kommen aus verschiedenen Welten: Sie verbrachte ihr Leben bisher abgeschottet in einer scheinbar perfekten Welt in den sicheren Silos unter Tage, während er unter den Wilden an der rauen Oberfläche aufwuchs. Eigentlich sollten sie sich nie begegnen, doch als Freya in Gefahr gerät, verhilft Duncan ihr zur Flucht und die beiden verlieben sich. Alles scheint sich zum Guten zu wenden, bis sie plötzlich getrennt werden und sich nun einzeln durch die Wildnis schlagen müssen. Für Duncan kein Problem, Freya jedoch steht vor der Herausforderung ihres Lebens. Sie muss Duncan wieder finden. Und sie muss herausfinden, was mit ihrer Familie geschehen ist. Freya und Duncan sind bereit für ihre Liebe und gegen das unterdrückende System zu kämpfen. Doch sie haben einen schier übermächtigen Feind.

Von Kim Nina Ocker sind bei Forever erschienen:

Dark Smile - Lächle, Mona Lisa

Rise - Die Ankündigung (Band 1)

Rise - Die Verstoßenen (Band 2)

Eliza will Fahrrad fahren

Kim Nina Ocker

# Rise - Die Ankündigung/ Die Verstoßenen

Zwei Romane in einem Band

 FOREVER 

**Forever by Ullstein**  
**[forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)**

Neuausgabe bei Forever  
Forever ist ein Digitalverlag der Ullstein Buchverlage GmbH,  
Berlin

Juni 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017

Rise – Die Ankündigung

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015

Rise – Die Verstoßenen

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®

Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-195-3

#### Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Kim Nina Ocker

# Rise

Die Ankündigung

Teil 1 – Leseprobe



*Für Eileen*

Ohne Dich wäre keine dieser Figuren lebendig geworden!  
Bald heißen sie alle wie Du, versprochen!

# DAS UNHEIL SCHLEICHT SICH STETS VON HINTEN AN.



**Freya**

Ich presste mir die Hand auf Mund und Nase und bedeutete Rachel, still zu sein. Aber ihre Lippen zuckten bereits verräterisch und mir war klar, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis wir uns vor Lachen auf dem Boden kugeln würden.

»Sei still, oder sie hören uns!«, zischte ich über die Schulter und zog sie weiter. Wir drückten uns an die Hauswand und lugten dann gleichzeitig um die Ecke. Wenn uns jemand sähe, würden wir wahrscheinlich lediglich einen Rüffel bekommen. Aber man würde uns auch wegschicken und der schöne Anblick, weswegen wir uns anschlichen, bliebe uns verwehrt.

Rachel stieß unter mir einen anerkennenden Pfiff aus, als die ersten Jungs den Zug verließen. Sie hatte sich hingekniet, um an mir vorbei linsen zu können und sah jetzt aus wie ein Kleinkind, das sich in die Kleider seiner Mutter geworfen hatte.

Aber ich konnte ihr nur zustimmen. Die Neuankömmlinge waren in der Tat nett anzusehen. Die meisten von ihnen waren blond, nicht wirklich mein Typ, aber ihre Schultern waren breit und ihre Hüften schmal. Perfektes Erbgut eben.



»Wie viele sind es denn?«, flüsterte ich ungläubig. Normalerweise bestanden die Gruppen lediglich aus zehn, manchmal fünfzehn Mann. Doch jetzt füllte sich der kleine Platz vor den Schwebegleisen zunehmend, so dass ich nach ein paar Minuten den Überblick verlor.

Rachel zuckte unter mir bloß mit den Schultern, aber ich konnte an ihrem Gesicht sehen, dass es ihr nichts ausmachte, ein paar Heiratskandidaten mehr als üblich zu bekommen.

Die Neuen trafen nur einmal im Jahr in den einzelnen Einheiten ein, wenn überhaupt. Sie sollten dafür sorgen, dass wir nicht ausstarben. Ich persönlich fand diese Art von Zuchtverhalten ein wenig abstoßend, aber es musste sein. Die Bevölkerung der Einheiten war begrenzt, das wusste ich, und wenn es in einer Generation einen Geschlechterüberschuss gab, musste dafür gesorgt werden, dass jeder ein Gegenstück bekam. Niemand wusste warum, aber in der englischen Einheit, in der ich lebte, herrschte seit Jahren ein Überschuss an Mädchen, was Rachel und ich extrem langweilig fanden. Also kam jedes Jahr der blinde Zug an und brachte eine frische Portion Männer, damit wir versorgt wurden.

»Was glaubst du, wo sie herkommen?«

Ich besah mir die jungen Männer genauer. »Norwegen vielleicht?«

Rachel rümpfte die Nase. »Warum bekommen wir immer die Blondes? Können die uns nicht mal einen feurigen Latino gönnen?«

Ich gab keine Antwort, es wäre ohnehin sinnlos, mit ihr zu diskutieren. Klar, ich schlich mich gerne mit ihr an, um die Neuankömmlinge zu begutachten, das bedeutete aber nicht, dass ich auch nur einen Funken Interesse an ihnen hatte. Im Laufe der Jahre hatte ich genug Importpäarchen gesehen, um die Haken dieses ganzen Masterplans zu erkennen.. Sie schienen zwar nett und freundlich zu sein, aber ich konnte mir

nicht vorstellen, dass sie tatsächlich glücklich mit ihrer Partie waren. Immerhin bekamen sie meist die Mädchen ab, die entweder nicht schön genug oder zu dumm waren, um sich einen Jungen aus der Heimateinheit zu krallen.

Stirnrunzelnd sah ich zu Rachel hinunter. In einem Jahr würden wir an der Reihe sein, uns zu vermählen. Ich war mir ziemlich sicher, dass Rachel keine Schwierigkeiten haben würde, einen heiratswilligen, englischen Kandidaten zu finden. Zwar hatte sie keinen festen Freund, aber die Jungs in der Schule standen bereits in den Startlöchern, um diesen Platz einzunehmen. Mit ihren langen blonden Haaren und ihren wohlproportionierten Kurven würde sie nicht lange suchen müssen.

Bei mir sah das schon anders aus. Meine Beine würde man eher barhockermäßig als wohlproportioniert nennen und ich hatte keine lange blonde Mähne. Meine Haare waren feuerrot und lockten sich erbarmungslos um meinen Kopf herum. Zwar reichten sie mir mittlerweile beinahe bis zur Taille, aber das rettete die Sache leider auch nicht.

So wie es aussah, würde ich in einem Jahr also genau eines dieser übriggebliebenen Mädchen sein, die sich mit der Importware begnügen musste.

»Lass uns verschwinden, bevor die Schließer uns erwischen«, sagte ich zu Rachel und drückte mich an der Hauswand zurück. Die Schließer waren der Abschaum der Aufseher in unserer Einheit. Es existierten zwei Arten von Wachposten in England: Die einfachen Aufseher, die lediglich dafür verantwortlich waren, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen für Ordnung zu sorgen. Und dann gab es die Schließer, also die Männer, die die Macht besaßen, dich für deine Vergehen zu betrafen. Nicht, dass ich persönlich Erfahrungen damit gemacht hatte, aber ich kannte die Geschichten. Die Schließer waren meist größer und missmutiger als die Aufse-

her und bildeten sich meiner Meinung nach eine Spur zu viel auf die Tatsache ein, dass sie die Schlüssel für die Verliese an den Gürteln trugen, zumal diese heutzutage mehr Dekoration als Werkzeug waren. Die Zeiten, in denen unartige Bürger auf Befehl der Regierung in den Kerker gesperrt wurden, waren lange vorbei. In diesen Zeiten bewachten die Schließer die Züge und maßregelten pubertäre Schuljungen. Meiner Ansicht nach nicht gerade ein Traumjob.

Rachel und ich rannten kichernd zurück zum Markt und hielten erst an, als die Menge uns verschluckt hatte. Heute war Tag zwölf, was bedeutete, dass neue Waren aus den anderen Einheiten eintrafen. Früher hatten die Wochen sieben Tage gehabt, doch die Zeitrechnung wurde angepasst. Zwölf Tage in einer Woche – das bedeutete zehn Arbeitstage und zwei, in denen wir frei hatten. Effizienzsteigerung nannten das unsere Lehrer. Das war eine Sache, die man uns im Geschichtstest abfragte, auch wenn diese Entscheidung lange vor meiner Geburt getroffen worden war.

Ich hielt inne, als wir an einem jungen Mann vorbeiliefen, der seinen Kast, eine Mütze, den die Jungen vorschriftsmäßig während der Schulzeit zu tragen hatten, ein wenig zu tief ins Gesicht gezogen hatte.

»James!«, rief ich vorwurfsvoll, als ich meinen Bruder erkannte. »Was machst du hier?«

Er reagierte nicht sofort, beinahe so, als hoffte er, ich würde einfach weitergehen. Aber den Gefallen würde ich ihm nicht tun. Schließlich knurrte er frustriert und sah zu mir auf: »Was willst du, Freya?«

Ich stemmte die Fäuste in die Seiten und deutete auf den Klappstisch, hinter dem er hockte. Auf der Tischplatte waren Felle und Lederstücke ausgelegt und mit Preisschildern gekennzeichnet. »Du verkaufst schon wieder! Weiß Mutter davon?«

»Solange du es ihr nicht sagst, nein.«

Unsere Mutter wollte nicht, dass wir eigenständig auf dem Markt verkauften. Zwar war er am zwölften Tag für jeden frei, aber für gewöhnlich verkauften nur Kinder aus armen Familien ihre eigenen Erzeugnisse, um sich die Heuer aufzubessern. Wir taten so etwas nicht. Wir waren anständige Leute, die anständige Dinge taten und definitiv nicht auf dem Markt hinter irgendwelchen Klappischen saßen.

Rachel angelte nach meiner Hand und wollte mich weiterziehen, aber ich stemmte die Absätze in den Boden. »Was denkt Mutter, wo du bist?«, fragte ich meinen Bruder.

Seine Augen blitzten zornig. Seit Vater tot war, war er offiziell der Mann im Haus, was aber nicht bedeutete, dass er tun und lassen konnte, was er wollte. »Halt dich aus meinen Angelegenheiten raus, Freya! Kümmere dich um deinen eigenen Kram!«

»Ich warne dich, James«, sagte ich leise und beugte mich ein Stück zu ihm herunter, »wenn du weiter diese Egonummer abziehst, erzähle ich Mutter davon.«

Damit drehte ich mich um und stapfte davon, bevor er etwas erwidern konnte. Rachel warf mir einen fragenden Blick zu, aber ich schüttelte nur den Kopf. In letzter Zeit hatte ich das Gefühl, dass James durchdrehte. Er war nur noch selten zu Hause, schlich sich nachts raus und gab Geld aus, von dem niemand wusste, woher es kam. Im Grunde konnte es mir egal sein, aber ich sah, wie Mutter unter seinen Launen litt.

Rachel verabschiedete sich und rannte Richtung Südviertel davon, wo sie mit ihren Eltern lebte. In unserer kleinen Einheit gab es drei Stadtviertel, die allerdings nahtlos ineinander übergingen. Auch wenn es keine klassischen Gesellschaftsschichten gab, hatte ich immer den Eindruck, dass das Südviertel nobler war als der Rest. Wenn ich Rachel besuchte, schien der Himmel dort blauer zu sein und die unctione Sonne heller zu

strahlen. Ich sah ihr kurz hinterher, dann bog ich in eine kleine Seitenstraße ein, die nicht ganz so überfüllt war wie der Marktplatz. Als die Stimmen hinter mir verebbten, schloss ich für einen Moment die Augen und atmete ein. Die Luft roch nach gar nichts, aber das tat sie nie. Mir war klar, dass ich mich wahrscheinlich gerade meilenweit unter der Erdoberfläche befand und dass sich über mir nichts als karge Einöde befand. Dennoch konnte man diese Tatsache leicht vergessen, wenn man hoch in den scheinbar strahlenden Himmel schaute. Die Hologramme über meinem Kopf waren so lebensecht, dass ich das Gefühl hatte, ich könnte meinen Arm ausstrecken und nach den Wolken greifen. Es wirkte so, als könnte ich meine Finger durch die watteartige Struktur bewegen und so tun, als wäre ich im Freien und würde echte, klare Lust einatmen. Aber das alles war lediglich ein Schwindel – wenn auch ein Schwindel, der uns das Überleben sicherte.

Ich lief eine Weile in der Gegend herum, bis ich das leichte Flimmern hinter einer Hauswand entdeckte. Ich war an der Grenze angekommen, die meine Einheit umschloss. Es war eine mannshohe Steinmauer, der man ansah, dass man nicht einfach über sie hinwegklettern konnte. Auch wenn ein Hologramm dafür sorgte, dass man hoch in einen klaren Himmel sehen konnte, verursachte das Flimmern ein Gefühl der Beklemmung in meinem Magen. Ich wusste, dass die Wand unserer Sicherheit diente. Und dennoch war ich neugierig auf das, was sich hinter der Technik und den Steinen verbarg.

Wir hatten schon vor Jahren in der Schule gelernt, unsere Mauern und die Tonnen an Erde über uns zu schätzen. Es bewahrte uns vor dem Bösen da draußen, das die Menschen vor Jahrhunderten in die Einheiten gezwungen hatte. Vor circa fünfhundert Jahren waren die Völker in einem Weltkrieg aufeinander losgegangen und hatten sich bekämpft, bis die Menschen fast ausgestorben waren. Die Überlebenden hatten

sich mit Müh und Not zusammengerauft und ein Abkommen geschlossen. Sie wurden in sieben Einheiten aufgeteilt, und mit Hilfe der unterirdischen Silos hat man ein Territorium geschaffen, in dem sie sicher und friedlich leben konnten. Die Erde und die Mauern hielten die Radioaktivität fern und auch die Untiere, die sich im Laufe der Jahrhunderte den fürchterlichen Bedingungen angepasst haben mussten. Meine Brüder, meine Mutter und ich lebten in der englischen Einheit, die jungen Männer aus dem blinden Zug kamen höchstwahrscheinlich aus der norwegischen. In etwa dort, wo früher Frankreich gelegen haben musste, befand sich jetzt ein Silo, das mit beinahe zehntausend Menschen die mit Abstand größte Einheit war. Ich konnte mir dieses Größenverhältnis nicht einmal vorstellen. Dort gab es angeblich meilenweite Tunnelsysteme, die ganze Siedlungen miteinander verbinden sollten. In unserer Einheit lebten knapp achttausend Menschen und ich hatte zeitweise das Gefühl, wir würden aus allen Nähten platzen. Ich wusste, dass es irgendwo noch vier weitere Einheiten geben musste. Wir lernten die Standpunkte und Bevölkerungszahlen der verschiedenen Gruppen im Geschichtsunterricht, aber abgesehen davon wurde selten über die Fremdeinheiten gesprochen. Wenn wieder einmal ein blinder Zug ankam, wurde eine Zeitlang ein Riesenwirbel um die jeweilige Einheit gemacht, der ganze Trubel ging jedoch meistens an mir vorbei. Es interessierte mich nicht besonders. Wir waren innerhalb der Mauern in Sicherheit, und das zählte.

Auch wenn ich mir manchmal wie ein Tier im Käfig vorkam, wusste ich doch, was die Alternative war. Denn was wir in der Schule ebenfalls lernten, war, dass es draußen weitaus Schlimmeres gab als das Gefühl des Eingesperrtseins. Es existierten immer noch Bomben, die einem bei der kleinsten Berührung ein Bein oder einen Arm absprengen konnten. Teilweise war die Luft verseucht oder radioaktiv. Das Wasser

konnte einem die Haut von den Knochen schälen und die Sonne kochte dich bei lebendigem Leib. Außerdem erzählte man sich, dass es draußen Tiere gab, und das allein war schon ein Grund, drinnen zu bleiben. Den Lehrern zufolge waren alle Tiere ausgestorben, mit Ausnahme der Rinder, die wir uns für die eigene Nahrungsbeschaffung heranzogen. Ich selbst hatte noch nie etwas anderes als eine Kuh gesehen, und selbst das nur im Fernsehen, aber ein Junge aus meinem Jahrgang hatte mir mal eine Zeichnung von einem Wolf gezeigt und das hatte mir gereicht.

Die einzige Möglichkeit, eine Einheit zu verlassen, war der ferngesteuerte Gütertransport oder der blinde Zug, der einmal im Jahr ankam. Unterm Strich war ich also in dieser Einheit geboren und würde hier auch sterben.

Ich trat einen weiteren Schritt an die Mauer heran und streckte die Hand aus. Es war eine normale Steinmauer, wie sie früher wahrscheinlich um unzählige Städte gezogen worden war. Mir war klar, dass sich hinter dieser unscheinbar aussehenden Oberfläche tonnenweise Schutt und Erde befanden, genau wie über unseren Köpfen. Doch ich dachte nicht oft darüber nach. Durch Hologramme, die an die Decken der Silos projiziert wurden, hatte man tatsächlich den Eindruck, an der klaren, freien Luft zu stehen. Nachts sah man einen sternenklaren Himmel und tagsüber die Sonne oder perfekte Wolken, die langsam vorüberzogen. Es wirkte alles so echt, doch niemand von uns vergaß je, dass wir niemals frische Luft atmen würden. Ein paar Zentimeter vor der flimmernden Oberfläche begannen meine Fingerspitzen zu kribbeln und ich hielt inne. Als Kinder hatten wir Mutproben gemacht, wer sich am dichtesten an die Oberfläche herantraute. Berührt hatten wir sie nie, das wäre Selbstmord gewesen. Die Schließer erzählten, dass man einen tödlichen Stromschlag bekam, wenn man es tat. Und tatsächlich gab es im Laufe der Jahre

immer mal wieder ein paar Tote, die dem Zaun zugeschrieben wurden.

Nach einer Weile zog ich die Hand wieder zurück und machte mich auf den Weg nach Hause. Mutter würde bald von der Arbeit kommen und sie würde durchdrehen, wenn sie sah, dass ich nicht gekocht hatte.

Unser Haus lag im Nordviertel und war eines der mittelständigen Anwesen der Einheit; eines von etwa vierzig identischen Reihenhäusern, die sich dicht aneinander drängten. Die Fassade war von einem strahlenden Weiß, das nie zu verblassen schien, und in den Kästen vor den Fenstern blühten bunte Papierblumen. Ich stieg die Vortreppe hinauf und drückte meinen Daumen auf das Scanfild neben der Tür, die mit einem Surren aufsprang.

»Samuel?«, rief ich und pfefferte meine Tasche in den Hausflur. Neben der Tür hing seine Ausgehgarderobe, also musste er zu Hause sein. »Komm her, und zwar dalli! Du musst mir mit dem Fisch helfen!«

Oben war ein dumpfer Aufprall zu hören, dann donnerte ein kleines schwarzes Etwas die Treppe herunter und traf mich frontal gegen den Bauch. Ich stolperte nach hinten und umfasste meinen kleinen Bruder, um ihn mir über die Schulter zu heben. Er kiekste und strampelte, aber er hatte keine Chance.

»Der Versuch war lausig, Sam!«, sagte ich gespielt enttäuscht und hielt ihn auf Armeslänge von mir, um ihn ansehen zu können. Unter seinen Augen prangten schwarze Kohlestriche. »Wie sehen Sie denn aus, Soldat?«

Sam kicherte. »Wir haben die Schließer besiegt, Kommandeur. Sie haben sich ergeben.«

»Gute Arbeit«, lobte ich und ließ ihn fallen. »Nach der Mission Schließer folgt jetzt die Mission Abendessen. Sind Sie bereit?«



Er salutierte und rannte dann davon, hoffentlich um sich die Hände zu waschen.



Am Abend versammelten wir uns alle vor dem Fernseher, um uns die Zusammenfassung der Woche anzugucken. An Tag zwölf wurden Neuigkeiten verkündet oder an wichtige anstehende Ereignisse erinnert. Diese Stunde an Nachrichten war Pflicht für jede Einheit, auch wenn sie meist langweilig war, da durch das Getratsche in der Schule die meisten Neuigkeiten bereits verbreitet wurden. Außerdem würde es heute Abend um die Ankunft des blinden Zuges gehen, und durch meine Spionageaktion vom Nachmittag war ich bereits bestens informiert.

Halbherzig ließ ich mich auf die Couch neben Samuel fallen. Sofort rutschte er zu mir herüber und verknotete seine Beine mit meinen, wie ich es früher immer getan hatte, als er seinen ersten Wachstumsschub gehabt und ausgesehen hatte wie ein Strichmännchen.

»Heute ist der blinde Zug angekommen«, verkündete ich, und versuchte dabei, ein wenig Interesse zu zeigen.

Mutter warf mir einen argwöhnischen Blick zu, der klarmachte, dass sie von Rachels und meiner Spionageaktion wusste. »Estelle und ich haben den ganzen Nachmittag an ihren Bunden gesessen. Ich will also hoffen, dass sie wirklich da sind.«

Meine Mutter arbeitete in der Schneiderei, was bedeutete, dass sie natürlich über die Ankunft der Neuankömmlinge informiert war. Innerhalb der Einheit herrschte eine strenge Kleiderordnung, die auch die Norweger zu befolgen hatten. Jungs, die noch zur Schule gingen, trugen *Bunde*, zusammenpassende Hosen und Jacken aus Leder, und einen *Kast*, einen

flachen Hut mit Krempe. Wir Mädchen trugen im Sommer blaue Kleider, im Winter oder an kälteren Tagen einen dünnen Overall. Beides war nicht wirklich strapazierfähig, aber das Winteroutfit war von beiden das kleinere Übel.

Als die Eingangsmelodie der Nachrichten ertönte, setzten wir uns alle ein wenig gerader hin, auch wenn Mutter und mir anzusehen war, dass sich unsere Spannung in Grenzen hielt. Die immerzu strahlende Sprecherin erschien auf dem Bildschirm, über ihrer linken Schulter zeigte ein kleines Fenster ein Bild des Güterzuges.

Sie plapperte eine Weile über die letzte Lieferung aus der deutschen Einheit, die wohl beschädigte Waren enthalten hatte und machte dann eine dramatische Pause. Das Bild über ihrer Schulter wechselte und zeigte eine Sekunde später das Foto von einer Gruppe blonder Jungen, die mit Zahnpastalächeln in die Kamera schielten.

»Noch nie wurde die Ankunft des blinden Zuges mit solch einem Staunen begrüßt wie dieses Jahr, meine sehr geehrten Engländer und Engländerinnen, denn noch nie war der Bahnsteig so überfüllt.«

Ich nickte unwillkürlich. »Das stimmt. Das müssen um die zwanzig Kerle gewesen sein.«

»Und trotzdem ergaben neuste Auszählungen, dass die Zahl der heiratsfähigen Mädchen in diesem Sommer die Zahl der Jungen weit überschreitet. Der Bürgermeister spricht in diesem Fall von einer enormen weiblichen Überbevölkerung.« Die Moderatorin erlaubte sich ein kurzes Kichern, bevor sie wieder professionell die Hände über ihren Papieren faltete. »Aufgrund dieser ungewöhnlichen Situation hat das Magistrat beschlossen, dass in diesem Jahr auch England an dem Austausch-Verfahren teilnehmen wird.«

Neben mir schnappte Mutter nach Luft. Ich hätte es ihr gerne gleich getan, aber meine Muskeln schienen in eine Art

Schockstarre verfallen zu sein. Samuel runzelte die Stirn und zupfte fragend an meinem Ärmel, doch ich reagierte nicht, sondern starrte weiter auf das unecht aussehende Lächeln der Fernsehmoderatorin.

»Da die englische Einheit in der Vergangenheit nur einseitig von dem Verfahren des Austauschtransportes profitiert hat, bedeutet diese Entscheidung für uns alle eine ungewisse Veränderung. Am morgigen Tag werden die Namen der Glücklichen verlesen, am Nachmittag erfolgt dann die Abfahrt des blinden Zuges.«

Ich keuchte leise. »Schon morgen?«

Die Frau machte eine dramatische Pause. »Alle ledigen Mädchen im Alter von siebzehn Jahren können von den Änderungen betroffen sein. Mein Name ist Tracy McBillens und ich wünsche Ihnen erfolgreiche zwölf Tage.«

Sam angelte mit seiner Kinderhand nach der Fernbedienung und drückte auf den roten Knopf. Der Bildschirm wurde schwarz und hinterließ eine drückende Stille.

»Was hast du, Freya?«, fragte er nach ein paar Sekunden.

Ich antwortete nicht, doch Mutter hatte sich erhoben und strich Sam mit zitternden Händen über die blonden Haare. »Komm mit, Samuel, du musst ins Bett.«

Er wollte protestieren, doch irgendetwas in dem Gesicht meiner Mutter musste ihn davon abgehalten haben. Mit zusammengezogenen Augenbrauen drückte er mir einen Kuss auf die Wange und lief die Treppe hinauf.

Als ich alleine im Wohnzimmer saß, atmete ich zitternd aus. Mir war nicht aufgefallen, dass ich die Luft angehalten hatte. Unsere Einheit würde am Austauschverfahren teilnehmen. Wir wussten immer, dass diese Möglichkeit bestand, aber das war eine Sache, die irgendwann einmal in ganz ferner Zukunft möglich war. Nicht jetzt, nicht in meinem Jahrgang. Bisher hatten wir immer nur junge Männer aus anderen Ein-

heiten bekommen. Jetzt sollten ein paar von uns selbst zur Importware werden. Ohne zu wissen, in welche Einheit es ging und vor allem ohne zu wissen, ob wir jemals nach England zurückkehren würden.

Ich war genau siebzehn Jahre alt. Nächstes Jahr würde ich verheiratet werden und es war üblich, seine neue Einheit ein Jahr im Voraus zu beziehen. Ich war also exzellentes Erbgut.

Mutter kam wieder zurück und setzte sich angespannt mir gegenüber in den Sessel. »Wir müssen das Beste daraus machen, Freya.«

Verwirrt sah ich sie an. »Was soll das heißen?«

»Nächste Woche werden die Namen der Mädchen bekannt gegeben, die die Einheit mit dem blinden Zug verlassen werden. Wenn dein Name dabei sein sollte, Freya, dann wirst du erhobenen Hauptes in diesen Zug steigen und die beste Braut werden, die deine neue Einheit jemals ihr eigenen nennen durfte, hast du verstanden?«

Ich sah sie verwirrt an, nicht gewillt, irgendeinen Sinn in ihren Worten zu finden. Sie war meine Mutter. Sollte sie da nicht ein wenig bestürzt über die Aussicht sein, ihre eigene Tochter an den Austausch zu verlieren?

ENDE LESEPROBE TEIL 1

Kim Nina Ocker

# Rise

Die Verstoßenen

Teil 2 – Leseprobe



# Es war einmal – Duncan



Als ich auf der Wasseroberfläche aufschlug, hatte ich das Gefühl, auf Beton zu krachen. Das Wasser war eiskalt und presste mir sämtliche Luft aus der Lunge. Ich kämpfte mich zurück an die Oberfläche und hustete gefühlt einen Liter Flüssigkeit aus.

Sobald ich mich gesammelt hatte, suchten meine Augen nach dem Zug, der sich mehr und mehr entfernte. Dem verdammten Zug, aus dem die Wachen mich geworfen hatten wie Abfall. Und in dem Freya immer noch gefangen gehalten wurde, vom Magistrat und seinen Männern.

»Freya!«, schrie ich und musste augenblicklich wieder röcheln.

Ich spürte die Panik in mir aufsteigen, doch so sehr ich mich auch dagegen wehrte, sie überwältigte mich innerhalb von Sekunden. Ich hatte das Oberhaupt der Siedler zuvor niemals kennengelernt, doch die Tatsache, dass Freya allein mit ihm in diesem Zug war, ließ mich würgen. Am liebsten wäre ich geschwommen, bis ich sie eingeholt hatte, doch es hatte keinen Sinn. Der Zug verschwand, und mit ihm das einzige Mädchen, das je mein Herz berührt hatte.

Meine Faust krachte mit einem wütenden Klatschen auf die Wasseroberfläche. Ein paar Sekunden starrte ich auf die Schienen, dann zwang ich mein Hirn zur Ordnung und schwamm Richtung Ufer.

Wenn ich Freya wiedersah, würde ich sie dafür erwürgen, dass sich mich dazu gebracht hatte, diesen dämlichen Einbruch mit ihr zusammen durchzuziehen. Ich hatte bereits

befürchtet, dass es in einer Katastrophe enden würde, und jetzt hatten wir den Salat. Was hatten wir uns nur gedacht? Den Zug zu kapern, in der vagen Hoffnung, dort irgendwelche Informationen über ihre Familie zu bekommen? Wir mussten verrückt gewesen sein.

Ich wrang meine nassen Kleider aus und sah mich um. Ich wusste, wo ich war, das verbuchte ich spontan als Pluspunkt. Wir waren nicht weit gefahren, doch das bedeutete auch, dass Freya und ihre Weggefährten viele Möglichkeiten hatten, um zu verschwinden. Wenn sie in einer der Einheiten verschwanden, hatte ich kaum noch Chancen, sie zu finden.

Als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, spürte ich, dass ich zitterte. Zum einen lag es mit Sicherheit an der Eiskälte, die sich allmählich in meine Knochen fraß. Doch zum anderen war es die Angst um Freya, die mich lähmte. Die Wut auf all die Menschen, die sich uns in den Weg stellten. Und vor allem der Frust darüber, dass ich sie nicht hatte retten können. Ich war aus einem fahrenden Zug geworfen worden, trotzdem fühlte ich mich schuldig, dass sie allein in diesem verdammten Waggon war. Wenn ich zuließ, dass mein überfordertes Gehirn sich all die Dinge ausmalte, die dort mit ihr passieren konnten, würde ich durchdrehen.

Und das würde keinem von uns etwas bringen. Weder mir noch Freya.

Ich versuchte Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Ich musste mich umziehen, ansonsten würde ich spätestens heute Nacht erfrieren. Und dann brauchte ich einen Plan. Ich wusste nicht, wohin der Zug unterwegs war, also musste ich versuchen, ihn auf der Strecke zu erwischen. Selbst wenn Freya nicht mehr an Bord sein würde, könnten die Wachhunde mir mit Sicherheit weiterhelfen.

Auch wenn es mir gegen den Strich ging, drehte ich mich um und lief in Richtung Wald, weg von den Schienen. Ich rief

mein Herz zur Ordnung, das mich anschrie und mich aufforderte, ihnen zu folgen. Meine Haut brannte von der Kälte, und ich spürte, wie meine Kleidung mit jedem Schritt steifer und schwerer wurde, als würde sie meine düsteren Gedanken aufsaugen wie ein Schwamm. Ich war mir nicht sicher, ob man Freya das Messer abgenommen hatte. Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, dass sie mit dieser Waffe umgehen konnte, wenn es sein musste. Wenn die Wachhunde sie nicht durchsucht hatten, war sie vielleicht entkommen. Gegen meinen Willen fragte ich mich, was wohl passieren würde, wenn ihr die Flucht tatsächlich gelang. Die letzten Wochen und vor allem die letzten paar Tage waren wir ein Team geworden. Ich war mir sicher gewesen, dass sie zu mir stand und sich entschieden hatte, dass unser Weg, zumindest vorläufig, zum selben Ziel führte. Doch was, wenn man sie zurück in ihre alte Heimat brachte? Wenn sie wieder in ihrem warmen Bett liegen würde und ihre Familie und Freunde um sich herum hätte? Wahrscheinlich würde sie hin und wieder an mich denken, doch ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie all das gegen das Leben hier draußen eintauschen würde. Wenn ich nicht befürchten würde, dass der Alte andere Pläne mit ihr hatte, hätte ich sie vielleicht in Ruhe gelassen. Immerhin war es meine Schuld, dass sie in dieses ganze Chaos hineingezogen worden war. Ohne meine eifrige Hilfe wäre sie inzwischen vermutlich glücklich verheiratet und würde in irgendeiner Einheit ihr perfektes Leben planen. Sie würde sich an nichts von alledem erinnern und unwissend sterben, genau wie all die anderen blinden Erdratten.

Doch so sehr ich mich auch bemühte – ich bedauerte keinen einzigen Schritt der letzten Tage. Wenn ich die Wahl hätte, ich würde alles ganz genauso noch einmal machen. Na gut, abgesehen natürlich von den vergangenen Ereignissen.



Ich hatte das Gefühl, Stunden gelaufen zu sein, als ich den Weg erreichte, der zum nächstgelegenen Dorf führte. Ich sah mich gerne als einsamen Wolf, doch mir wurde klar, dass ich in dieser Sache Hilfe brauchen würde. So wie die Dinge im Moment standen, war ich auf dem Weg in einen Krieg – einen Krieg gegen einen Gegner, der, wie ich zugeben musste, um einiges stärker war als ich. Mir war nicht klar, was der Magistrat von Freya wollte und warum sie etwas Besonderes für die Einheiten war. Auch wenn sie zurzeit meine ganze Welt auf den Kopf stellte, war sie im großen Plan des Lebens doch eben nur ein Mädchen, das durch Zufall vom richtigen Weg abgekommen war. Mir wollte nicht einleuchten, warum das Oberhaupt der Erdlöcher so viel Energie dafür aufbrachte, diesen einen verirrtten Siedler zurück nach Hause zu bringen.

# In einem weit entfernten Land – Freya



Meine Kleider hingen wie nasses Fell von meinen Schultern, und ich war mir ziemlich sicher, dass sie auch genauso rochen. Meine Hände und Füße wurden allmählich taub vor Kälte, und mein Herz wollte jedes Mal aus meiner Brust springen, wenn ich an Rachel oder Duncan dachte. Die Gesichter der beiden tauchten abwechselnd in meinem Kopf auf, und jedes Mal übermannte mich eine Welle Schuldgefühle. Ich hatte das Gefühl, für das Schicksal der beiden verantwortlich zu sein, und wollte beide einfach nach Hause bringen. Wo genau dieses Zuhause sein würde, wusste ich selbst nicht.

Ebenso wenig wusste ich, wo ich selbst gerade hingehörte. Ein kleiner, sehr kleiner Teil von mir hatte losheulen wollen, als sich der Zug immer weiter entfernte und außer Reichweite verschwand. Ich hatte so viele Stunden damit verbracht, mir auszumalen, wie es wäre, nach Hause zu kommen und meine Familie wiederzusehen. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich das ganze Chaos hinter mir lassen können, die vergangenen Wochen aus meinem Gedächtnis streichen und ein normales Leben führen können. Doch jetzt, da ich wusste, dass meine einstigen Helden, die Regierung der Einheiten, keine Heiligen waren, konnte ich unmöglich zu ihnen zurückkehren und das Leben wiederaufnehmen wie bisher. Der Gedanke an meine Brüder und meine Mutter ließ mein Herz einen Moment aussetzen, doch ich war mir zumindest für den Moment sicher, dass es ihnen gutging. Sosehr der Magistrat mich zurzeit auch

hassen mochte, meine Familie hatte damit nichts zu tun. Sie waren genauso unwissend, wie ich es selbst vor kurzem noch gewesen war. Was Duncan anging, so war ich überzeugt, dass er in größerer Gefahr schwebte als jemals zuvor. Sowohl meine als auch seine Leute wussten, dass er mit mir gemeinsame Sache machte, und ich war mir sicher, dass keine der beiden Seiten erfreut darüber war. Duncans und mein Name standen in Leuchtbuchstaben auf einer Abschussliste, und ich war es ihm schuldig, dass ich ihn in Sicherheit brachte. Auch wenn ich mir durchaus im Klaren darüber war, dass er sehr gut ohne mich zurechtkam.

Ich konnte nicht fassen, dass sie ihn einfach aus dem fahrenden Zug geworfen hatten. Und ebenso wenig konnte ich glauben, dass ich selbst so leicht entkommen war. Klar, den Magistrat so schwer zu verletzen, dass er mir nicht folgen konnte, war ziemlich kreativ gewesen. Doch die Tatsache, dass ich weder Rachel vor dem Magistrat hatte retten noch brauchbare Informationen über meine Mutter oder meine Brüder hatte beschaffen können, überschattete die Freude über meinen Kampfgeist. Dennoch war ich mir ziemlich sicher, dass Duncan stolz auf mich wäre, wenn er hörte, dass ich mich eigenständig befreit hatte. Ich war schon lange keine hilflose Siedlerin mehr. Die vergangenen Wochen hatten mich verändert. Seit ich damals von Duncan aus diesem Käfig gerettet worden war, in den er und seine Leute mich gesteckt hatten, war ich nicht mehr dieselbe. Er hatte mich quasi in seine Welt hineingeschubst. Doch anstatt mich wie am Anfang ängstlich zu ducken und mich zu verstecken, war ich nun bereit zu kämpfen. Ich würde um Duncan kämpfen, um Rachel, um uns. Und um mich selbst. Möglicherweise war ich nicht ganz freiwillig in die ganze Sache hineingeraten – immerhin war ich von durchgeknallten Irren entführt worden –, doch ich würde freiwillig weitermachen und Duncan suchen. Dem Ma-

gistrat hoffentlich irgendwann einen Denkkzettel verpassen für alles, was er den Leuten in den Einheiten antat. Irgendwann würde er sterben, und dann würde die Welt ein wenig leichter werden, weil sie die Last eines Monsters nicht mehr tragen würde. Und egal, welches Szenario ich mir in meiner Zukunft vorstellte, Duncan war immer konstant an meiner Seite. Ich musste ihn suchen.

Jedes Mal, wenn meine Gedanken zu Duncan abschweiften, hörte ich, wie er meinen Namen gerufen hatte, kurz bevor die Abteiltüren hinter ihm zugeschlagen waren und das Donnern des Zuges sämtliche Geräusche verschluckt hatte. Es war, als würde ich ein und denselben Albtraum immer und immer wieder träumen und jedes Mal wach werden, bevor die Dunkelheit zurückgedrängt werden konnte.

Ich fragte mich, wo Duncan jetzt gerade war. Mein Herz versicherte mir, dass er am Leben war und genauso nach mir suchte wie ich nach ihm. Doch mein Verstand erinnerte mich daran, dass er mich hatte loswerden wollen und dass ich ihm bislang nichts als Ärger eingebracht hatte. Ich würde es ihm kaum verdenken können, wenn er diese unfreiwillige Trennung nutzte und sich aus dem Staub machte. Sich in Sicherheit brachte, so wie ich es tun sollte.

Ich schüttelte den Kopf, um die düsteren Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben. Es brachte mich nicht weiter, wenn ich mir ausmalte, wie Duncan sein Leben fortsetzte, während ich mich auf der Suche nach ihm durch die Wildnis schlug. Ich würde ihn suchen, und sollte sich tatsächlich herausstellen, dass er mit mir abgeschlossen hatte, würde ich mir später Gedanken darüber machen.

Mit meinen Sorgen kämpfend, lief ich weiter, weg von den Bahnschienen und in eine Zukunft, die ich mir lieber nicht ausmalen wollte. Ich versuchte, nicht daran zu denken, dass ich keinerlei Ahnung hatte, wo genau ich hinlief. Der Weg,

den Duncan und ich die letzten Tage verfolgt hatten, musste Meilen entfernt liegen, und ich machte mir keinerlei Hoffnungen, dass ich an der nächsten Kreuzung auf einen Wegweiser stoßen würde. Mein Vorhaben war, vor dem Abend den Wald zu erreichen und dort zu bleiben, bis ich meine Gedanken organisiert und einen Plan gefasst hatte. Denn aus irgendeinem Grund verspürte ich bei der Erinnerung an die kargen Baumstämme um mich herum ein Gefühl von Sicherheit.

Stunden später war jeglicher Anflug von Mut verschwunden. Hatte sich verkrochen wie ein scheues Reh und mich mit meiner Angst und Unsicherheit allein gelassen.

Ich hatte das Gefühl, die Nacht sei heute schwärzer als sonst, bedrohlicher; wie ein Untier, das sich im Dunkeln verbirgt. Mir wurde klar, dass es die erste Nacht war, die ich allein hier draußen verbrachte, ohne Duncan, ja selbst ohne Dwight oder den Totenschädel. Das und die Tatsache, dass es von Minute zu Minute kälter zu werden schien, ließ mich zittern wie ein kleines Kind in einer Gewitternacht.

Die letzten Stunden war ich gelaufen, bis meine Füße bluteten, und hatte versucht, mich parallel zu den Schienen zu halten, in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Bei genauerem Überlegen würde nichts bringen, wenn ich kopflös in den Wald marschierte und auf das weiße Kaninchen wartete, das mir den Weg zeigte. Allein würde ich nach zwei Stunden die Orientierung verloren haben. Wenn ich zurück zu der Stelle fand, an dem die Schienen unter der Kuppel verschwanden, würde ich Duncans Weg zurückverfolgen können. Ein Teil von mir hoffte, dass Duncan denselben Weg verfolgte.

Als die Sonne allmählich hinter den ersten Baumwipfeln verschwand, hatte ich mir ein Lager in einer kleinen Felsnische, die mich vor Wind und Regen schützen würde, einge-

richtet. Sie hatte mich an die Stelle erinnert, an der Duncan und ich in unserer ersten Nacht gerastet hatten, und einen kurzen Moment wollte ich mich einfach nur zusammenkauern und mich in den Schlaf weinen. Ich fühlte mich allein und hatte rasende Angst, von einem Bären oder so etwas in der Art gefressen zu werden, doch ich riss mich zusammen. Ich sammelte Holz, machte ein kleines Feuer und fand ein paar der Beeren, die Duncan mir gezeigt hatte. Ich war stolz auf mich, als ich meine Hände über die tänzelnden Flammen hielt, und einen kurzen Moment lang musste ich grinsen, als ich mir vorstellte, wie er bei diesem Anblick anerkennend durch die Zähne pfeifen würde.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, hier zu sitzen und an ihn zu denken. Es fühlte sich falsch an, mich ohne ihn in seiner Welt zu bewegen. Es war, als hätte ich ohne Erlaubnis ein fremdes Zimmer betreten und würde in privaten Sachen herumschnüffeln. Der Gedanke, dass Duncan bislang fast immer allein durch die Gegend gewandert war, ließ mich erschauern.

Ich schob mir die letzte Beere in den Mund und schlang meine Arme um die Knie. Meine Kleider hatte ich nacheinander über dem kleinen Feuer getrocknet, so dass sie jetzt nur noch klamm auf meiner Haut lagen. Mir war nicht gerade warm, doch ich hatte auch keine Angst mehr zu erfrieren. Das Licht der Flammen verdrängte die Schatten so weit wie möglich zwischen die Bäume, doch das Gefühl, von allen Seiten beobachtet zu werden, konnte ich nicht abschütteln. Ich erinnerte mich an früher, als ich ein Kind war und meine Mutter nachts ein kleines Licht in meinem Zimmer anlassen musste, damit die Dunkelheit keine Geister heraufbeschwören konnte. Damals hatte sie mir gesagt, dass das, wovor ich Angst hatte, nicht existierte und die Welt nicht so dunkel und böse war, wie ich sie mir ausmalte. Jetzt wurde mir klar, dass sie mich

entweder belogen oder tatsächlich keine Ahnung von all dem Schrecken hatte, der um sie herum lauerte. Sie und all die anderen Menschen, die in den Einheiten lebten in einer wunderschönen Seifenblase voll Harmonie und Märchen, von der ich befürchtete, dass ich selbst sie bald zum Platzen bringen würde.

Wenn ich später an diesen Abend zurückdachte, kam mir die Zeit, in der ich dasaß und in die Flammen starrte, wie Stunden vor. Tatsächlich war ich mir aber sicher, dass es lediglich Minuten dauerte, bis mir die Augen zufielen und ich mich am Fuße des Felsens zusammenrollte.

# Alles auf eine Karte – Duncan



Der erste Morgen nach meinem Sturz aus dem Zug fühlte sich an, als wäre ich von einem Panzer überrollt und zusätzlich von einem Preisboxer verdroschen worden. Jeder Knochen in meinem Körper schmerzte, und meine Haut brannte von der Kälte und dem dreckigen Seewasser. Als sich der Nebel aus meinem Kopf verzog und ich all das registrierte, wäre ich am liebsten ohnmächtig geworden und erst wieder aufgewacht, wenn dieses ganze Chaos sich gelegt hätte. Ich konnte einfach nicht fassen, wie sehr sich mein Leben innerhalb der letzten Wochen verändert hatte. Sosehr ich mich auch anstrengte, ich konnte mich einfach nicht mehr daran erinnern, wie es gewesen war, als meine größte Sorge noch die Suche nach einem Lager für die Nacht war. Wenn ich an mein Leben vor Freya zurückdachte, hatte ich das Gefühl, in einem Märchenland gelebt zu haben. Ich hatte den Siedlern in der Vergangenheit immer wieder vorgeworfen, ignorant und selbstherrlich zu sein. Jetzt, nach allem, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte, fragte ich mich unwillkürlich, ob ich ihnen unrecht getan hatte. Natürlich, die Regierung der Einheiten ließ die Menschen hier draußen buchstäblich im Regen stehen, doch galt das auch für die Bewohner? Freya hatte mir mit ihrer Geschichte gezeigt, dass sie genauso schnell auf der Abschussliste landen konnten wie wir hier draußen. Und das wünschte ich wirklich keinem.

Ein kalter Windhauch strich über meine nackten Arme und riss mich aus meinen düsteren Gedanken. Ich schweifte ab, und das konnte ich mir nicht leisten. Mit den Dramen dieser



Welt konnte ich mich beschäftigen, wenn Freya wieder wohlbehalten an meiner Seite war. Denn auch wenn ich versuchte, meine Panik fürs Erste von mir wegzuschieben, spürte ich, wie sie sich hin und wieder in meinen Kopf schlich und mein Denken lähmte. Ich versuchte, mir nicht auszumalen, was mit Freya geschehen sein könnte, versuchte alles auszublenden, was nichts mit dem Plan zu tun hatte.

In den letzten Stunden hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, was als Nächstes zu tun war. Mein erster Impuls war gewesen, den Schienen zu folgen und die nächstgelegene Einheit zu suchen, in die man sie gebracht haben könnte. Nach wie vor war ich der Meinung, dass es die einzige Möglichkeit war, Freya zu finden, doch ich war zu dem Schluss gekommen, dass dieses Ziel nicht allein zu erreichen war. Selbst wenn ich die unsichtbare Kuppel fand, konnte ich nicht einfach an die Tür klopfen und fragen, ob Freya zum Spielen rauskommen konnte. Meine einzige Chance, unbemerkt in die Einheit zu gelangen, war, einen der Züge zu erwischen und mit ihm zusammen durch das Loch im Boden zu verschwinden. Und es wäre einfach nur Wahnsinn, bei dieser Sache einen Alleingang zu wagen.

Ich hatte nur einen Versuch.

Während ich mein karges Hab und Gut zusammenraffte, versuchte ich meine Gedanken unter Kontrolle zu halten. Immer und immer wieder drifteten sie zu roten Locken ab und wollten sich in ihnen verlieren. Ich bereute, die wenige Zeit mit Freya damit verschwendet zu haben, über ihre Herkunft nachzudenken. Sie für etwas zu verurteilen, für das sie nichts konnte. Sie wurde in den Kreis der Siedler hineingeboren, doch als es darauf ankam, war sie eine waschechte Wilde gewesen.

Der Wald schien sich meiner Stimmung angepasst zu haben und wirkte düsterer als sonst. Ungewohnt vorsichtig bahnte

ich mir meinen Weg durch die Baumstämme und hatte mit jedem Schritt mehr das Gefühl, die kargen Äste würden ihre Finger nach mir ausstrecken. Würden nach mir greifen und versuchen, mich von dem fernzuhalten, von dem ich selbst nicht wusste, wo es mich hinführen würde. In der Vergangenheit hatte ich mich von diesen Vorahnungen leiten lassen. Ich hatte auf die Natur um mich herum gehört, hatte das Wetter und die Stimmung der Tiere aufgefangen, um mein Leben zu gestalten. Ich war in mehr als einer Hinsicht ein einsamer Wolf gewesen, doch wenn ich nun daran zurückdachte, kam mir dieses Leben trauriger vor, als ich es mir eingestehen wollte. Ich war einsam gewesen, und es war kein Geheimnis, wer für diese Einsicht verantwortlich war.

Der Wind rauschte durch das trockene Laub. Mir fiel auf, dass ich öfter als gewöhnlich über die Schulter sah, immer in der Erwartung, eine Horde aufgebrachter Siedler hinter mir durch den Wald stürmen zu sehen. Ich war mir nicht sicher, ob sie sich tatsächlich für mich interessierten, doch das war mir egal. Sie interessierten sich für mein Mädchen, und das genügte mir.

Nach einer Weile kreuzte mein Weg einen kleinen Trampelpfad, und meine Nervosität stieg. Berwick war noch etwa einen Tagesmarsch entfernt, und dennoch spürte ich allein bei dem Gedanken an die sich aneinanderdrängenden Häuser ein Kribbeln in den Knochen, das ich jedes Mal verspürte, wenn ich in die Nähe eines Dorfes kam. Ich fühlte mich dann wie ein eingesperrtes Tier, das aber nicht vergessen konnte, wie es war, in der Freiheit zu leben.

Meine Füße trugen mich mehr automatisch als von mir gesteuert, und mit jedem Schritt bekam ich mehr Bauchschmerzen. Ich wollte Helena um Hilfe bitten, und mir war klar, dass das kein leichtes Gespräch werden würde. Sie würde sich weigern, aber ich betete, dass tief unter ihrer harten Fassade noch

ein Mensch steckte, der sich daran erinnerte, wie es war, auf der Flucht zu sein. Man kannte Helena wie einen bunten Hund, in der Vergangenheit hatte ich sie gemieden. Auch wenn sie eine Flüchtige aus den Einheiten war, war sie für mich dennoch immer eine von ihnen gewesen. Der Wolf im Schafspelz, der uns eine rührende Geschichte über eine Familie erzählte, die sich gegen sie gestellt hatte. Doch jetzt brauchte ich ihre Hilfe, und wenn das eine längere Diskussion bedeutete, dann würde ich sie in Kauf nehmen.

Im Vorbeigehen bemerkte ich einen Strauch mit Beeren. Den gleichen Beeren, die ich Freya gezeigt hatte. Ich blieb stehen und starrte auf die kleinen Früchte, steckte die Hand aus und riss eine ab. Ich zerdrückte sie zwischen den Fingern, und als der Saft die Kuppen rot färbte, breitete sich eine ganz neue Sorge in meinem Inneren aus. Selbst wenn Freya dem Magistrat und seinen Wachhunden entkommen war, würde sie zurechtkommen? In unserer kurzen gemeinsamen Zeit habe ich nicht gerade sonderlich viel Energie darauf verwendet, sie auf das Leben hier draußen vorzubereiten. Und es würde bald schneien, die wenigen Wege würden unter dem Schnee verschwinden und die Tiere sich in den dichteren Wald zurückziehen.

Ich legte den Kopf in den Nacken und warf einen flehenden Blick hinauf in den grauen Himmel. Ich musste sie finden, bevor die menschlichen Feinde nicht mehr das Einzige waren, über das ich mir Sorgen machen musste.

# Es gibt keine Monster ... von wegen! – Freya



Ich lief durch diesen verdammten Wald und betete mit jedem Schritt, dass ich auf etwas treffen würde, das mir bekannt vorkam. Mein Zeitgefühl war irgendwann zwischen Baum siebenundzwanzig und Baum dreiundachtzig verlorengegangen, also versuchte ich mich an der Sonne zu orientieren, die unaufhaltsam über den Himmel wanderte. Graue Wolken schoben sich immer wieder davor, was die Sache auch nicht unbedingt einfacher machte. Das Wetter verwirrte mich. Zu Hause wäre es jetzt vermutlich warm und behaglich, vielleicht würde ein kühles Lüftchen wehen, doch nichts, worüber man sich Gedanken machen würde. Hier draußen hatte ich das Gefühl, meine Zehen hätten sich in Eiszapfen verwandelt. Ich war es nicht gewohnt, und selbst wenn mir mittlerweile klar war, dass die Horrorgeschichten der Magistrate nichts als erfunden waren, machte ich mir Sorgen um mich. Wie lange konnte eine Siedlerin wie ich hier draußen überleben? Allein und dieser Welt vollkommen ausgeliefert.

Irgendwann, gefühlt nach Stunden, gelangte ich an einen Weg, der tatsächlich aussah, als sei er von Menschen angelegt worden. Während meines Marsches hatte ich mehrere zerstörte Gebäude gesehen, und jedes Mal verspürte ich ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Wir hatten in der Schule Bilder gezeigt bekommen, damit wir uns eine Vorstellung von der Verwüstung machen konnten. Doch diese Bilder kratzten nicht einmal an der Realität, wie mir jetzt bewusst

wurde. Die alten Gemäuer, verfallen und verlassen, erinnerten mich an mich selbst. Und selbst mir fiel auf, wie melancholisch das klang.

Unschlüssig blieb ich am Wegesrand stehen und sah abwechselnd in beide Richtungen. Für mich sah hier draußen immer noch alles gleich aus, dennoch meinte ich auf der einen Seite etwas wiederzuerkennen. Leider war ich mir überhaupt nicht sicher, ob dies tatsächlich eine Erinnerung war oder die bloße Verzweiflung.

Gerade als ich mich auf mein Bauchgefühl verlassen wollte, hörte ich Schritte. Entweder ich hatte sie bis gerade nicht gehört oder nicht wahrgenommen, doch plötzlich klangen sie erschreckend nah, und ich wich schnell in die Büsche hinter mir zurück. Sie klangen schwerfällig und langsam, als sei der Mensch an den Füßen sich nicht sicher, wohin sie ihn tragen sollten.

Ich zog mich weiter in die Büsche zurück, bis die Blätter mich umschlossen wie eine schützende Decke. Ich beobachtete den Mann, der vor mir den Weg entlangschlurfte. Er sah nicht gefährlich aus, nicht einmal bedrohlich. Dennoch kauerte ich mich zusammen wie ein verschrecktes Reh und traute mich kaum zu atmen, bis ich die schlurfenden Schritte des Kerls nicht mehr hören konnte. Es war seltsam, dass ich derartige Gefühle für Duncan hatte, jedoch keinem anderen Wilden über den Weg traute. Trotz der dreckigen Kleider und einer Frisur, die wahrscheinlich kaum noch als eine solche zu erkennen war, hatte ich das Gefühl, als wäre ein leuchtender Pfeil auf mein Gesicht gerichtet und würde ›Siedlerin!‹ schreien. Ich hatte Angst erkannt und zurück in die Einheiten verfrachtet zu werden, sobald ich jemandem unter die Augen trat. Am liebsten wäre ich in diesem Busch sitzen geblieben, bis das ganze Elend vorbei war. Am liebsten wäre ich wieder

das feige und unwissende Mädchen von früher, das sich einfach Augen und Ohren zuhielt und Kinderlieder sang.

Ich wartete noch ein paar Herzschläge lang, dann richtete ich mich auf. Gerade als ich auf den Weg zurückkehren wollte, spürte ich einen stechenden Schmerz in der Wade. Als ich herumwirbelte, sah ich noch das geschuppte Ende einer Schlange im hohen Gras verschwinden.

Panisch schrie ich auf, nicht sicher, was mich mehr schockierte: der Schmerz oder der Schreck darüber, dass ein wahres, lebendiges Monster mich attackiert hatte! Nach ein paar Sekunden entschied ich mich für den Schmerz, als das Brennen sich allmählich durch den Unterschenkel in die Hüfte ausbreitete.

Natürlich war ich noch nie zuvor von einer Schlange gebissen worden und hatte dementsprechend auch keine Ahnung, was man in so einer Situation tun musste. In meinem ersten Jahr in der Schule hatte mir irgendein wahnsinniger Junge Geschichten darüber erzählt, dass man das Gift aus Pfeilen mit dem Mund herausaugen musste. Ob das auch für Schlangenbisse galt? Doch selbst wenn, wagte ich zu bezweifeln, dass ich meinen unsportlichen Körper zu so einer Meisterleistung würde zwingen können.

Mein Hirn wurde immer benebelter, während ich auf den Weg zurückstolperte und panisch versuchte, mir einen Plan auszudenken. Die beste Lösung wäre wahrscheinlich gewesen, mich irgendwo ins hohe Gras zu legen und zu hoffen, nicht zu sterben, bis ich mich wieder einigermaßen erholt hatte. Doch auf der anderen Seite waren inzwischen auch bunte Punkte am Rande meines Blickfeldes aufgetaucht, so dass ich mir nicht sicher war, wie weit ich meinem Kopf noch trauen konnte.

Der Schmerz intensivierte sich und zwang mich in die Knie. Der letzte bewusste Teil meines Denkens schrie mich an, dass

ich schleunigst außer Sichtweite verschwinden musste. Ich würde unmöglich wegrennen können, also musste ich zumindest versuchen, mich zu verstecken.

Meine Gedanken wanderten zu Duncan. Wenn ich jetzt starb, würde er nie erfahren, dass ich nach ihm gesucht hatte. Meine dramatische Phantasie malte sich Szenen aus, in denen ich von Wölfen aufgefressen wurde und er meine kläglichen Überreste fand. Vielleicht würde er ja ein schönes Begräbnis organisieren.

Ich schloss die Augen und versuchte den Schmerz durch bloße Willenskraft zu vertreiben. Gegen meinen Willen sackte ich mehr und mehr zusammen, bis ich rauen Kies unter meiner Wange spürte. Die Kälte fraß sich in die Haut meines Gesichtes, während ich das Gefühl hatte, mein Bein würde in Flammen stehen.

Gerade als ich mich meinem Schicksal ergeben und einfach sterben wollte, drang erneut das Geräusch von Schritten an meine Ohren. Ich traute mich nicht, die Augen zu öffnen, lag einfach nur da und betete, dass der Klang von schweren Stiefeln auf nassen Steinen lediglich meiner Phantasie entsprang.

Doch so viel Glück hätte ich offensichtlich nicht. Während ich mit rasendem Herzen dalag und mir kalter Schweiß auf der Stirn ausbrach, spürte ich die Erschütterung unter meiner Wange. Jemand kam auf mich zu, und ich konnte nichts weiter tun, als wie ein Fisch auf dem Trockenen zu liegen und darauf zu warten, dass man mir den Kopf abschlug oder Ähnliches.

Und dramatisch wurde ich auch noch.

Ich meinte Worte zu hören, doch wenn es stimmte, sprachen sie nicht meine Sprache. Eine Stimme in meinem Hinterkopf wollte mich an irgendetwas in diesem Zusammenhang erinnern, doch ich kam nicht drauf. Ich lag einfach da, lauschte den Geräuschen und versuchte einen klaren Gedanken zu

fassen. Es gelang mir nicht. Die Bilder in meinem Kopf entwischten mir, bevor ich sie klar sehen konnte.

»Was haben wir denn da?«, erklang dann eine tiefe Stimme irgendwo über mir. Ich wollte die Augen öffnen, doch mein Körper versagte mir jeglichen Dienst. Der brennende Schmerz nahm all mein Denken ein.

Ich meinte zu spüren, dass sich jemand neben mich setzte, wieder gefolgt von einer Reihe Wörter, die ich nicht verstand.

Dann: »He, Mädchen, kannst du aufstehen?«

War das sein Ernst? Dachte er, ich läge hier aus Spaß auf dem nassen Boden herum? In meinem Kopf stritten sich Angst und Hoffnung, wobei Letztere lediglich von der Tatsache herrührte, dass ich noch keine Klinge im Rücken spürte.

Ich versuchte etwas zu sagen, doch das Einzige, was ich herausbekam, war ein undeutliches Gurgeln. Trotz des Schmerzes und der Benommenheit, die sich allmählich über mein Denken legte, war mir nun doch aufgefallen, dass dieser Jemand meine Sprache beherrschte. Ich verschwendete keine Energie, indem ich mir darüber Gedanken machte, wie er mich erkannt hatte. Eher fragte ich mich, was er mit mir vorhatte. Die Tatsache, dass er mich als Siedlerin identifiziert hatte, konnte sowohl positive als auch negative Auswirkungen für mich haben. Wenn dieser Mensch einer von den Guten war, würde er mir helfen können, mich zu verstecken. War er einer von den Bösen, würde ich entweder sterben oder wachte morgen auf einer Pritsche in der Registrierung auf.

Während ich noch betete, einmal in diesen Wochen Glück zu haben, spürte ich große Hände, die sich um meine Oberarme legten. Ich wollte protestieren oder mich wehren, doch im nächsten Moment verzog mein Gehirn sich in einen dichten Nebel, und ich versank im Dunkeln.



# Mögen die Spiele beginnen. Und mögen sich alle an die Regeln halten – Duncan



Berwick war vielleicht noch eine Stunde Fußmarsch entfernt, und ich bekam das Gefühl, mich allmählich entscheiden zu müssen. Der Plan stand, die Einzelheiten jedoch entglitten meinen Gedanken, sobald ich sie mir zurechtlegen wollte. Ich schweifte immer wieder ab und landete bei Freya, was ich mir in diesem Moment einfach nicht erlauben konnte.

Vermutlich würde Helena mir einfach die Tür vor der Nase zuknallen und alle weiteren Überlegungen damit beenden. Ich hasste es, von einer anderen Person abhängig zu sein. Der Gedanke, mein Vorhaben nur mit der Hilfe dieser ehemaligen Siedlerin durchführen zu können, ging mir gehörig gegen den Strich. Würde Freyas Leben nicht davon abhängen, würde ich diese Sache nicht einmal in Erwägung ziehen! In den letzten Stunden war mir allerdings klargeworden, dass ich ohnehin ein Dorf aufsuchen musste. Der Großteil meines Besitzes war von unserer Zuginvasion und meinem darauffolgenden Rauschmiss zerstört worden oder verlorengegangen. Für gewöhnlich trug ich ein recht gut ausgestattetes Überlebenspaket mit mir herum. Wie auch immer die nächsten Tage aussehen mochten, ich musste sowohl Kraftreserven als auch Proviant auffüllen.

Ich hing immer noch meinen Gedanken nach, als die ersten Gebäude von Berwick vor mir auftauchten. Ich hatte Dörfer

schon immer gehasst. Das enge Zusammenwohnen und die gedrungenen Häuser erinnerten mich an Käfige für Tiere. Und seit Dwight Freya hierhin verschleppt hat, verspürte ich außerdem eine persönliche Abneigung gegen diese Stadt.

Während ich durch die winzigen Gassen lief, versuchte ich die irritierten Blicke der Menschen zu ignorieren. Es war nicht so, dass sie noch nie einen dreckigen Landstreicher gesehen hätten. Allerdings konnte man meinen Auftritt inzwischen nicht mehr nur als ›dreckig‹ bezeichnen. Vermutlich standen mir die Strapazen ins Gesicht geschrieben. Wenn die Dörfler auch nur einen Funken Verstand besaßen, würden sie sich von mir fernhalten. Ich konnte nur hoffen, dass Helena diesen Selbsterhaltungstrieb nicht auch an den Tag legen würde.

Ich hatte mich entschlossen, nicht direkt zu ihrem Haus zu gehen. Mein Plan war nicht annähernd genug durchdacht, um in einer Diskussion mit ihr bestehen zu können. Denn ich war mir ziemlich sicher, dass ich bei ihr mit einem bloßen Appell an ihre Nächstenliebe nicht weit kommen würde. Und das konnte ich ihr nicht einmal verübeln. Immerhin hatte ihr damals auch niemand geholfen, als sie gezwungen gewesen war, sich ein Messer in den Unterleib zu rammen. Damals hatte sie keinen anderen Ausweg gesehen, als sich auf diese verstörende Art und Weise für die Registrierung uninteressant zu machen. Die Regierung der Einheiten suchte nach körperlich einwandfreien Versuchskaninchen, was bedeutete, dass diese Selbstverstümmelung Helena vermutlich das Leben gerettet hatte. Ich respektierte sie für diesen Schritt, dennoch würde ich nicht zulassen, dass Freya zu etwas Ähnlichem gezwungen sein würde. Nur über meine Leiche.

Mein erster Weg führte mich in eine kleine Seitengasse, von der ich wusste, dass sie zu einem Schwarzmarkt führte. Wobei diese Bezeichnung vermutlich ein wenig veraltet war. Die ersten Händler tauchten vor mir auf. Niemand hier war so

dämlich, sein Zeug offen auszustellen. Wenn man etwas haben wollte, ging man zu dem entsprechenden Mann und folgte ihm ins Hinterzimmer. Wenn man viel Pech hatte, wurde man ausgeraubt, doch das hatte ich in der Vergangenheit immer verhindern können. Da ich in diesem Moment aber kaum etwas an Waffen am Leibe trug, steuerte ich einen bekannten Händler an, bei dem ich zuvor schon gekauft hatte. Ich konnte nur hoffen, dass er sich an mich erinnerte und mir Kredit gewähren würde. Ich hatte keinerlei Gold bei mir oder irgendwas, was ich zum Tausch hätte anbieten können.

»Was willst du?«, brummte er gelangweilt, als ich mich näherte. Diese drei Worte genügten schon, um eine beeindruckende Wolke Mundgeruch in der ganzen Gasse zu verteilen. Er war ein untersetzter kleiner Mann, dessen Haare an den Seiten schon dünn wurden. Er war ein typischer Schwarzhändler, was mich wieder einmal daran erinnerte, warum ich die Zusammenarbeit mit diesen Kerlen so hasste.

»Hast du Klingen?«, fragte ich geradeheraus. Bei Männern wie ihm machte es wenig Sinn, um den heißen Brei herumzureden. Man verschwendete nur Zeit, und die war gerade kostbar.

Er nickte und bedeutete mir mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Ich zog den Kopf ein, um durch die kleinen Steinbögen zu passen, und betrat einen schmutzigen Innenhof. Hier standen verschieden große Holzkisten herum, wo der Händler seine Waren ausgelegt hatte. Messer, Pfeile und Lanzen reihten sich aneinander und erweckten den Eindruck eines schaurigen Museums. Viele der Gegenstände waren gebraucht, so dass an manchen sogar noch Blut und andere Reste klebten. Normalerweise würde ich nicht einmal in Betracht ziehen, mir derlei auch nur anzusehen, doch in meiner Situation konnte ich es mir nicht leisten, wählerisch zu sein.

Nach einigem Hin und Her entschied ich mich für einen Dolch mit doppelter Klinge und zwei Wurfsterne, die klein genug waren, um in meine Hosentasche zu passen. Ich überzeugte den Händler davon, anschreiben zu lassen, und machte mich aus dem Staub. Ich war nicht unbedingt scharf auf Aufmerksamkeit und wollte möglichst wenig Leute wissen lassen, dass ich in der Stadt war. Ich hatte keine Ahnung, ob und wie sehr die Gerüchteküche über mich und Freya brodelte. Wenn bekannt war, dass ich einen von uns für ein Siedlermädchen hatte sterben lassen, würde ich mir keine Freunde machen, wenn ich hier auftauchte. Und Feinde hatte ich inzwischen genug.

Genau wie Freya. Als ich sie vor Wochen aus dem Käfig befreit hatte, hatte ich angenommen, dass sie sich die größten Sorgen um meinesgleichen würde machen müssen. Dass die schlimmste Bedrohung aus ihren eigenen Reihen kam, war selbst für mich überraschend. Natürlich wusste ich schon lange, dass die Erdratten gehörig Dreck am Stecken hatten. Das war nichts Neues. Doch ich war immer irgendwie davon ausgegangen, dass es dabei um Feindschaft gegenüber den Wilden ging. Um die Abhebung zu uns und die Demonstration von Überlegenheit. Ich dachte, es ging darum, sich die verwöhnten Ärsche in der Sonne zu bräunen, ohne sich von uns stören zu lassen. Unter sich zu bleiben.

Doch offensichtlich gab es da noch ein, zwei Dinge, die weder ich noch Freya wussten. Und ich konnte mir nicht einmal ansatzweise vorstellen, was das für Freya bedeuten mochte. Die vergangenen Wochen mussten hart genug für sie gewesen sein, auch ohne dass ihre eigene Sippe ihr ein Messer in den Rücken rammt.

Sorgsam verstaute ich meine neuen Habseligkeiten in meinen Taschen und machte mich auf den Weg zu Helenas Haus. Sie würde mir zuhören müssen. Immerhin war sie die Einzige,

die sowohl Freyas als auch meine Welt kannte. Und da ich wusste, dass sie mit Informationen nicht gerade offenherzig herausrückte, konnte ich nicht ausschließen, dass sie mehr wusste, als sie Freya gesagt hatte.

Sie würde mir einfach zuhören müssen.

Mehr unter [forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)